

*Günther Bittner*

## Lob der Nostalgie

In einem Standpunkt-Artikel der ansonsten höchst seriösen Monatschrift „Forschung und Lehre“ des Deutschen Hochschulverbandes hat jüngst der „Zukunftsforscher“ Daniel Dettling (2017) verkündet: „Warum die Welt immer besser wird“ – das heißt, genau genommen hat er nur behauptet, dass es so sei; die Antwort auf die Frage nach dem „warum“ ist nur in einem einzigen Satz enthalten. Statt dessen teilt er kräftig gegen Andersdenkende aus: Die Mentalität des „Früher war alles besser“ habe es in Deutschland besonders leicht. Die Kritik an der Globalisierung habe die bürgerliche Mitte erreicht und dominiere Kirchentage und Akademien (die offenbar für ihn das Nonplusultra an Gestrigkeit darstellen).

Meine Zweifel daran, ob „Zukunftsforschung“ eine Wissenschaft sein kann, sind nach Lektüre dieses vollmundigen Textes jedenfalls nicht geringer geworden. Immerhin verdanke ich ihm einen Motivationsschub – nicht etwa zu behaupten, dass „früher alles besser“ war (was offensichtlich Unsinn wäre), aber doch zu erwägen, ob nicht „manches“ besser war, und dass angesichts dieses verlorenen „Besseren“ wenigstens ein Stückchen Nostalgie angesagt sein könnte.

Das Wort „Nostalgie“ bedeutet lt. Duden eine „vom Unbehagen an der Gegenwart ausgelöste, von unbestimmter Sehnsucht erfüllte Gemüthsstimmung, die sich in der Rückwendung zu einer vergangenen, in der Vorstellung verklärten Zeit äußert ...“. Nostalgie wird hier als eine „Gemüthsstimmung“ bezeichnet, die als Sehnsucht nach vergangenen Zeiten näher qualifiziert ist. Als weitere Merkmale werden genannt: das „Unbehagen an der Gegenwart“ als Auslöser und die idealisierende „Verklärung“ dieser Vergangenheit. Implizit wird der Nostalgie, indem sie als „Stimmung“ benannt wird, der Realitätsgehalt abgesprochen: „Stimmungen“ sind mal so und mal so, wird durch die Bezeichnung suggeriert, sie äußern sich als diffuses Unbehagen und ebenso diffuse Verklärung; als Realitätsurteil sind sie nicht ernst zu nehmen.

Dieser Verharmlosung soll widersprochen werden. Ich würde lieber definieren: *Nostalgisch ist eine Wahrnehmung, in der Vergangenes lebens- und liebenswerter erscheint als Gegenwärtiges*. Die Absicht dabei ist, das unbestimmt Gefühliges und Sehnsüchtiges und zugleich nicht ganz ernst zu Nehmende an dem, was als Nostalgie bezeichnet wird, wenigstens einzuschränken.

In seinem Kern scheint, was wir mit dem Wort Nostalgie bezeichnen, die Wahrnehmung eines komplexen Sachverhalts und eine Bewertung dieses Sachverhalts zu implizieren, etwa des Inhalts: früher lebte es sich besser als heute. Ob diese Wahrnehmung zutreffend ist oder nicht, darüber kann es durchaus Streit geben. Es lag mir lediglich daran, Nostalgie den Rang einer *Wahrnehmung und eines Urteils*, und damit einer Kognition zuzuerkennen, mit der man sich im Streit der Meinungen auseinandersetzen muss. Als eine solche ernsthaft zu erwägende Sicht der Dinge will ich die nostalgische im Folgenden entfalten und insofern auch „loben“.

Manchmal wünsche ich mir, ich könnte die Zeit um 20, besser noch um 30 Jahre zurückdrehen, im letzteren Fall also auf das Jahr 1987. Damals gab es noch keine EU und keinen Euro, kein Internet, kein Smartphone und keine Aussicht auf selbstfahrende Autos. Die Universität tickte noch nicht im Bologna-Gleichtakt.

Natürlich: ich war damals ein noch vergleichsweise junger Mann, und manches an meiner Nostalgie hat den Menschen zum Gegenstand, der ich damals war und gerne wieder wäre. Aber ich habe irgendwo (ich weiß leider nicht mehr wo) als Ergebnis einer Befragung gelesen, dass relativ viele Menschen angaben, sie würden gern wieder in diesen 1980er Jahren leben. Das Phänomen des Sich-zurück-Wünschens scheint also einen persönlich-biographischen und zugleich einen kollektiv-überpersönlichen Hintergrund zu haben.

Warum gerade diese 1980er Jahre? Ich stoße auf zwei recht gegensätzliche Romane, die in diesem Jahrzehnt handeln: 1946-48 schrieb George Orwell den Zukunftsroman „1984“, der alle düsteren Erwartungen hinsichtlich Kontrolle und Überwachung, die vielleicht erst in unseren Tagen so richtig Wirklichkeit geworden sind, in dieses Jahr hinein projizierte.

1989 erschien Friedrich Dürrenmatts Roman „Durcheinandertal“ aus der Gleichzeitigkeitsperspektive. Der Theologe Moses Melker, der Millionären im Kurhaus der Ortschaft dieses Namens für schweres Geld den Segen der Armut predigt, hat seine drei Ehefrauen nacheinander umgebracht, das Kurhaus selbst, das im Sommer den Millionä-